



Die Agglomeration – das Bild zeigt die Dietliker Einkaufsmeile – ist zwar verstädert, aber noch nicht urban.

KARIN HOFER

«Arbeiten am Kontrast zwischen Stadt und Land»

Martin Schneider vom ETH-Wohnforum fordert mehr urbane Qualität in der Agglomeration

Von welchen Idealvorstellungen lassen sich Fachleute leiten, die in der Agglomeration forschen und planen? Martin Schneider, 46-jähriger Architekt und Leiter des Agglomerationsprojekts «Stand der Dinge – Leben in der S-5-Stadt», plädiert für urbane Qualität.

Die Zürcher Agglomeration wächst. Wo werden die Grenzen in 20 Jahren sein?

Martin Schneider: Die Frage nach der Zukunft ist nicht beantwortbar. Klar aber ist: Je besser erreichbar die Stadt Zürich mit öffentlichen Verkehrsmitteln ist, umso weiter hinaus wird sich die Agglomeration ausdehnen. Dieser Prozess ist in Gang. Ein weiterer entscheidender Faktor ist ein Paradoxon der mitteleuropäischen Gesellschaft: Die meisten Menschen lieben Altstädte und die anschliessenden Quartiere aus der Gründerzeit, wohnen aber in einem in den 1950er und 1960er Jahren entstandenen, momentan rasant wachsenden Neustadt-Gürtel. Dieser hat seinen ländlichen Charakter längst verloren und steht – pathetisch gesagt – an der Schwelle zur Stadtwerdung.

Was zeichnet Urbanität aus?

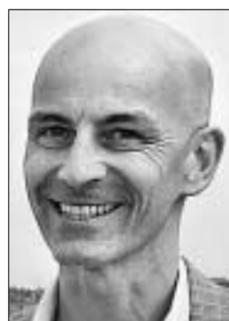
Für ein städtisches Ambiente braucht es räumliche, soziale, kulturelle und infrastrukturelle Dichte. Das heisst, Menschen mit ganz unterschiedlichen Lebenswelten sollten sich an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten begegnen können, und zwar auch per Zufall – auf dem Trottoir, im Tram oder in einem Restaurant. Daher rührt die Sehnsucht nach Kernstädten mit ihren kurzen Wegen und ihrer sozialen und kulturellen Dichte. Deshalb auch der Wunsch, von der Vorstadt möglichst schnell in die Stadt zu kommen.

Bauliches Verdichten allein schafft also nicht automatisch Urbanität.

Nein. Nur das Zusammenspiel von baulichen, sozialen, kulturellen und räumlichen Komponenten schafft Urbanität. So entsteht ein Mehrwert, der auch als das Produkt einer gesellschaftlichen Entwicklung betrachtet werden kann.

Von einem solchen interdisziplinären Ansatz ist allerdings wenig zu spüren: Die fortschreitende Zerstörung der Landschaft um Zürich herum wirkt chaotisch.

Wir stehen zurzeit am Übergang zu einem neuen Verständnis von Städtebau und Stadtqualität. Das Bemühen um bauliche, räumliche wie soziale Qualität wird meines Erachtens allmählich sichtbar, das monofunktionale Bauen nach Schema F für die klassische Kleinfamilie ist vor-



ELEN WATHYS

«Wir stehen erst am Anfang eines Konzentrationsprozesses, der das Ausufer der Siedlungsränder stoppen könnte.»

Martin Schneider

bei. Je sorgfältiger und interdisziplinärer sich alle Akteure – Investoren, Planer, Behörden, Politiker und Bewohner – mit urbaner Qualität auseinandersetzen, umso lebenswerter wird unsere bauliche Umwelt und umso grösser werden unsere Identifikationsmöglichkeiten. Grundsätzlich müssen wir uns bewusst sein, dass wir im europäischen Vergleich Gold-Agglomerationen weiterentwickeln. Sie sind die Folge eines Paradigmenwechsels im Wohnungsbau: Als erste Generation müssen wir nicht mehr die Grundversorgung sicherstellen, also dafür sorgen, dass überhaupt jeder wohnen kann. Wir bauen heute Luxus, wir bauen mehr Fläche pro Person.

Der Wandel der Statussymbole

Vor nicht allzu langer Zeit war in Zürich eine Stadtfucht zu beobachten. Denn räumliche und soziale Dichte kann auch Lärm, Gestank und Kriminalität bewirken.

In den 1960er und 1970er Jahren hat es tatsächlich eine namhafte Stadtfucht gegeben. Den Motor dafür würde ich aber eher in der Verwirklichung von gesellschaftlichen Idealen als in der Belastung durch Immissionen sehen. Statussymbole wie das Einfamilienhaus oder das Auto sind damals in den Vordergrund gerückt.

Interessanterweise ist momentan eine Umkehr zu beobachten: Städte werden wieder attraktiv, Agglomerationsgürtel sind verpönt.

Auch Agglomerationen werden attraktiv. Das hat zweifellos mit der Veränderung der Statussymbole zu tun. Das Einfamilienhaus in der Vorstadt oder auf dem Lande verkörperte damals das Bild der trauten Familie: Vater, Mutter, zwei Kinder, idealerweise immer im Garten, immer glücklich, immer am Zvieri-Essen. Diese Idealfamilie ist eine Lebensform unter vielen geworden. Die Kinder, die damals mit Todesverachtung Rasen mähen und jäten mussten, haben sich neue Lebensideale geschaffen. Nicht nur sie möchten lieber in urbanen Umgebungen wohnen. Auch ihre Eltern ziehen wieder eher in die Stadt. Gerade ältere Leute können dort ihren Alltag dank Einkaufsmöglichkeiten um die Ecke und generell kurzen Fusswegen besser bewältigen.

Ist also Anonymität ein Merkmal der Agglomeration geworden?

Dass die Stadt anonym und die Vorstadt oder das Land nicht anonym sei, ist eine Vorstellung aus den 1960er und 1970er Jahren. Meines Erachtens ist heute die Wahrnehmung genau umgekehrt. Ich kann durch die Stadt gehen und die Anonymität geniessen, ich kann aber auch durch die Stadt flanieren und eine Chance haben, jemanden zu treffen; nachbarschaftliche Kontakte sind dazu nicht notwendig. In der Stadt gibt es mehr positive Anonymität: Ich sehe durch das Fenster meinen Nachbarn, weiss aber nicht, wer das ist, und ich will oder muss das auch nicht wissen. Dagegen kenne ich in der Vorstadt den Nachbarn sehr wohl und kann ihm nur bedingt ausweichen. Die unmittelbaren nachbarschaftlichen Beziehungen in den monofunktionalen Wohnquartieren sind denn auch oft nicht sonderlich gut, und

man ist deshalb je nachdem über schnell wachsende Hecken froh. Weil nun in der Vorstadt Verdichtung stattfindet, wird auch hier eine gewisse positiv gewertete Anonymität entstehen. Grösser wird zudem das kulturelle Angebot, zu dem ich auch die Beizen-Dichte zähle. Wenn ich in Uster wohne, kann ich problemlos mit der S-Bahn nach Wetzikon ein Bier trinken gehen.

Schön, aber reicht das?

Das müssen wir noch herausfinden. Interessant ist aber, dass offenbar immer mehr Leute ihre sozialen und kulturellen Bedürfnisse in der Agglomeration und nicht in der Stadt Zürich befriedigen.

Nicht Land, nur Ausnützung verkaufen

Warum also nicht nationale Kulturstätten in der Agglomeration ansiedeln?

Das wäre durchaus denkbar. Allerdings sind grosse Kulturstätten auf eine sehr hohe soziale Dichte und auf gute Erreichbarkeit angewiesen.

Ist die Agglomeration nicht zu grossräumig, um Urbanität herzustellen?

Nicht zwingend, eine Urbanisierung scheitert eher an unseren Gewohnheiten. Wir haben den Anspruch, zu Fuss von Ort zu Ort zu gehen. In Los Angeles gibt es diese Art der Erreichbarkeit nicht. Obwohl es keine bauliche Dichte im europäischen Sinn gibt, findet dort aber urbanes Leben statt.

Muss denn die Agglomeration überhaupt urbaner werden? Viele Menschen sehnen sich doch nach schönen Altstädten und nach einer intakten Landschaft mit intakten Dörfern.

Ich bin gleich gestrickt wie die meisten. Auch mir gefallen Altstädte, auch ich finde es schön, auf dem Land zu sein, im Ferienhaus – im Flachland oder in den Alpen. Aber die Landschaft mit den intakten Dörfern bleibt nur schön, wenn unsere Vorstädte dichter und dadurch urbaner werden. Am besten gefällt mir, wenn diese Kontraste möglichst gross sind und das Land eben Land bleibt und die Vorstadt zur Stadt wird.

Sind Sie also für einen Baustopp auf der grünen Wiese?

Grundsätzlich ja. Doch gäbe es einen Aufstand, wenn alle eingezonten Grundstücke eingezont würden. Eine prüfenswerte Idee wäre meines Erachtens, wenn die Landbesitzer bloss die Ausnützung ihrer noch nicht bebauten Grundstücke an die Eigentümer von zentraler gelegenen Grundstücken verkaufen könnten. Damit liesse sich ein Grundstück sechs- statt viergeschossig oder einfach dichter überbauen.

Auch mit einer extremen Verdichtung lösen Sie aber die Verkehrsprobleme nicht.

Doch, gesamthaft könnte der Verkehr abnehmen. Weil ich weniger grosse Distanzen zurücklegen müsste, könnte ich vermehrt mit dem Velo pendeln oder mit der S-Bahn schneller am Arbeitsplatz sein. Im günstigsten Fall müsste ich gar nicht mehr pendeln, weil an meinem Wohnort alle Infrastrukturen zum täglichen Leben da wären. Aber wie gesagt: Bis es so weit ist, sind noch grosse städtebauliche Anstrengungen nötig. Wir stehen erst am Anfang eines Konzentrationsprozesses, der nicht nur urbane Qualität schaffen, sondern das Ausufer der Siedlungsränder stoppen könnte.

Interview: vö.

«Lebensraum Agglomeration – Einblicke in die Vorstadt»

Alle Beiträge der Serie unter: www.nzz.ch/nachrichten/zuerich.

Bei der Mörsburg soll wieder einmal aufgeräumt werden

Jahrzehntelanges Seilziehen

bto. Wer Mörsburg hört und an ein idyllisches Flecklein mit Wehrturm und Gebäuden aus dem Mittelalter denkt, liegt falsch. Der Sporn in der Landschaft nordöstlich von Winterthur ist optisch vielmehr durch ein wenig ansehnliches Durcheinander von Garagen, Lagergebäuden, einem Kran und einer wüsten Sammlung von Baumaterialien geprägt. Die Sauerei um die Mörsburg ist den Winterthurer Behörden seit mehr als zwanzig Jahren ein Dorn im Auge, und auch eine lange Reihe von Regierungsräten, angefangen bei Jakob Stucki und Hedi Lang bis hin zu Markus Kägi, kann von der Mörsburg ein Liedchen singen. Ihr Gegenspieler ist Ernst Güttinger, ein juristisch durchaus bewandeter Transport- und Bauunternehmer, dem nahe der Burg Land und Liegenschaften gehören.

Über die Ursachen des Problems besteht wenig Klarheit, ausser dass Güttinger nach dem Tod seines Vaters wohl den Landwirtschaftsbetrieb, nicht aber ein dazugehöriges Wohnhaus erbt. Weil ihm die Behörden nicht erlaubten, nach dem kantonalen Schutzobjekt, der zur Burganlage gehörenden Zehntenscheune, zu bauen, hauste er mit seiner Familie lange Jahre in einem Wohnwagen. Bis er eines Tages Notrecht über sich verhängte und eine Scheune zu einem Wohnhaus ausbaute. Der damals amtierende Baudirektor Hans Hofmann sagte dazu einmal rückblickend, er habe im Fall von Güttinger tatsächlich eineinhalb Augen zudrücken müssen.

Jetzt unternehmen die Stadt Winterthur und die Baudirektion einen neuen Anlauf. Weil die Zehntenscheune in der beschriebenen Umgebung ihre prägende Bedeutung für das Landschaftsbild verloren habe, wie es in einer gemeinsamen Mitteilung heisst, werde sie aus dem Inventar der kantonalen Schutzobjekte entlassen. Gleichzeitig habe die Stadt Winterthur Güttinger angewiesen, auf seiner Liegenschaft wieder den baurechtskonformen Zustand herzustellen. Er habe innerhalb eines Jahres die Lagerplätze für Baumaterialien aufzuheben sowie den Baukran und die nicht bewilligten Bauten abzubauen.

Güttinger, der das juristische Hin und Her um seine Liegenschaften genauestens dokumentiert hat, reagiert offenbar gelassen. Er werde sowohl die Entlassung der Scheune aus dem Inventar als auch die Auflagen der Stadt juristisch anfechten, liess er verlauten. Fortsetzung folgt also.

IN KÜRZE

Moorerschutz im Industriegebiet. Das Chrutzelried zwischen dem Flugplatz Dübendorf und dem Bahnhof Schwerenbach ist ein letzter Rest der einst ausgedehnten Moorgebiete im Glattal. Das Flachmoor von nationaler Bedeutung ist heute vollständig durch Besiedlung, Industrie und Landwirtschaft eingekreist. Durch den Zufluss von nährstoffreichem Wasser ist die seltene Pflanzenwelt gefährdet. Mit dem Bau eines Regulierungssystems will die Pro Natura als wichtigste Grundeigentümerin im Chrutzelried den ursprünglichen Wasserhaushalt wiederherstellen. Die einen Monat dauernden Arbeiten am Regenerationsprojekt, das in Zusammenarbeit mit der kantonalen Fachstelle für Naturschutz entwickelt wurde, beginnen nächste Woche. *sho.*

Finanzierung der Strasse Uster West. Der Regierungsrat verteidigt seine Absicht, die Strasse Uster West mit einem Kredit zu bezahlen, der 1981 für die Aufhebung der Niveauübergänge an der Bahnstrecke zwischen Wallisellen und Uster bewilligt wurde. Die neue Strasse mit einem Viadukt über die Bahn bei Werriken entspreche den Zielen jenes Kredits, schreibt er auf eine Anfrage der Grünliberalen aus dem Kantonsrat. Es könne plausible Gründe geben, die ein Projekt verzögerten. Das Parlament werde nicht umgängen, da es endgültig über die Freigabe des Teilkredits entscheide. *sho.*

Motorradlenker bei Kollision in Schlieren verletzt. Bei einer Kollision zwischen einem Auto und einem Motorrad hat am Freitagmittag in Schlieren der 31-jährige Motorradlenker Beckenverletzungen erlitten. Er wurde mit der Sanität ins Spital gefahren. Nach Angaben der Kantonspolizei Zürich fuhr der 35-jährige, ortsunkundige Autolenker kurz vor 12 Uhr von Dietikon herkommend auf der Bernstrasse Richtung Zürich. Bei der Einmündung Industrie- strasse wendete er sein Fahrzeug. Dabei übersah er den von hinten nahenden Motorradfahrer. Der Motorradlenker prallte gegen das querstehende Auto und wurde auf die Strasse geschleudert. An beiden Fahrzeugen entstand Sachschaden. Die Strasse musste vorübergehend gesperrt werden. *(sda)*

Mofalenkerin bei Kollision in Andelfingen verletzt. Bei einem Zusammenstoss zwischen einem Auto und einem Mofa hat am Freitagmittag in Andelfingen eine 15-jährige Mofafahrerin trotz getragenen Helm schwere Kopfverletzungen erlitten. Sie musste mit der Sanität ins Spital gebracht werden. Wie die Kantonspolizei Zürich mitteilte, fuhr die Mofalenkerin kurz vor 13 Uhr von Niederwil kommend Richtung Thurtalstrasse. Bei deren Einmündung übersah sie einen vortrittsberechtigten Wagen, der Richtung Andelfingen unterwegs war. Die Thurtalstrasse musste für die Dauer der Unfallaufnahme gesperrt werden. *(sda)*

Neuer Gemeinderat in Andelfingen. In Andelfingen ist in stiller Wahl der von der SVP nominierte Hans Rudolf Jucker (parteilos) in den Gemeinderat gewählt worden. Er ersetzt Ernst Meyer (svp.), der im Frühling in den Bezirksrat Andelfingen berufen wurde. *hhö.*